

O mein Heimatland!

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **188 (1915)**

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Partikular-Witterung des 1915. Jahres.

Aus des berühmten Doktor Hellwigs hundert-jährigem Hauskalender, welcher die Witterung durch alle 12 Monate in diesem Jahr nach dem Einfluß des Mondes, als irdischen Jahresregenten, also beschreibt:

Januar ist durchgehends kalt bis zum 30., von wo an windiges und gelindes Wetter eintritt.

Februar beginnt trübe und gelind bis zum 3., dann bis zum 6. trübe und kalt, am 8. schön, dann Regen, vom 13. bis 26. Schnee und große Kälte.

März ist mild und feucht bis zum 9., dann Regen vom 13. bis 16. und am 18., 19. und 20. Glatteis, am 22. raues Wetter und Sturm bis zum 29., am 31. Regen.

April bis zum 9. windig und regnerisch, vom 10. bis 13. Regen, vom 14. bis 20. kalt, am 21. schön, vom 22. bis 25. leidlich und vom 26. bis zu Ende Regen.

Mai bis zum 9. schön warm, vom 10. bis 13. heiß, darauf Kälte und Regen bis zum 23., am 25., 26. und 27. trübe, am 28. und 29. kalt und am 30. und 31. warm.

Juni bis zum 3. schön und warm, am 4. und 5. trübe und neblig, am 7. Regen, darauf warm bis zum 26., am 27., 28. und 29. Regen und am 31. eine kalte Nacht.

Juli beginnt mit Nebel am 1. und 2., darauf Regen vom 3. bis 5., vom 7. bis 13. windig, am 15. Regen und dann schön bis zu Ende.

August ist warm bis 8., vom 10. bis 13. kalt, am 14. regnerisch, vom 15. bis 18. schönes Wetter, am 20. sehr heiß, vom 21. bis 26. Regen, vom 27. schön bis zu Ende.

September ist warm bis zum 6., am 8. gibt es Reif, am 9. ist es trübe und kalt, vom 13. bis 16. schön, am 18. Regen, dann schön bis zum 21., darauf Regen bis zu Ende.

Oktober ist unbeständig bis 13. und 14., am 25. sehr kalt, am 26. wenig Regen, am 29. und 30. kalt und am 31. Regen.

November ist regnerisch bis zum 16., dann bis zum 23. hell und kalt, am 24. gelind und am 29. und 30. wintert es zu.

Dezember hat 2 kalte Tage im Anfang, am 3. und 4. Schnee, vom 5. bis 12. Regen und großes Wasser, vom 13. bis 16. trübe, am 21. viel Schnee und vom 22. bis zu Ende ziemlich kalt.

O mein Heimatland!

Erzählung von Emil Schibli, Bern.

Bern ist eine schöne alte Stadt. Wenn man, etwa vom Muristalden aus, die ganze, eng aneinandergesetzte Reihe der Häuser sieht, welche wie eine starke Wehr trotzig und stolz auf dem langgestreckten Felsenmassiv über der rauschenden Aare stehen, so lacht einem das Herz im Leibe vor vaterländischem Behagen. In der Mitte der Häuserreihe steht, wie ein Feldhauptmann vor seinen Truppen, das große, prächtige Münster. Am Fuße des Felsens breitet sich noch ein Stücklein ebenes Land bis an das Flußufer hin. Dieses Land ist auch mit Häusern überbaut, und aus der Höhe betrachtet, sieht das braune, steile Dächergewirr köstlich aus. Es ist, wie wenn sich da ein paar vergangene Jahrhunderte von den Mühen ihrer Zeitläufte ausruhen wollten.

Wenn man den Muristalden hinuntergeht, so kommt man zum Bärengraben und dann zur Nydeckbrücke und über diese hinweg in die Stadt hinein. Geradeaus weiter in die Gerechtigkeitsgasse und, nach ein paar hundert Schritten, in die Kramgasse.

In einem von diesen Häusern war der Hans Ambühl daheim, der jetzt in Australien ist, in einem Wollexportgeschäft in Sidney. Er hat sich der Firma für fünf Jahre verpflichtet müssen. Nun hat den guten Burschen aber das Heimweh angepackt, daß er es schier nicht verwinden mag. Und an allem ist seine Liebe zu dem Breneli Steiger schuld.

Ich will euch, wenn ihr ein wenig Zeit habt und mir zuhören wollt, davon erzählen.

Das Breneli Steiger gefiel ihm schon, als er noch ein Bub war und in die Sekundarschule ging. Und das hübsche, blonde Maitlein mit den schalkhaft lustigen, blauen Augen mochte den hitzigen Krauskopf halt auch gern. Der Hans Ambühl dachte aber schon damals allen Ernstes daran, das Breneli später zu heiraten. So ein paar Jährlein, sechs oder sieben, sind bald vorbei, und dann bin ich ein Mann und kann etwas und habe einen rechten Lohn. Potz Bohnenblust, was für ein feines, was für ein

ferments schönes Frauli wird das Breneli Steiger werden! Solche Dinge dachte der Bub.

Herr Rudolf Steiger, Brenelis Vater, ist Besitzer eines einträglichen Wollwarengeschäftes. Er hat einen ausgedehnten Kundenkreis nicht nur in der Stadt, sondern weit im Lande herum. Er beschäftigt vier Schreiber in seinem Kontor. Außerdem besitzt er noch zwei Filialen, eine in Lausanne und eine in Langenthal. Übrigens ist auch das Haus, worin sich sein Laden befindet, sein eigen.

Eines Tages war es mit dem Hans Ambühl so weit, daß sein Vater ihn nach dem Mittagessen beiseite nahm und zu ihm sagte:

„Du Bub, in vier Wochen kommst jetzt dann aus der Schule. Wir müssen an etwas denken. Was meinst? Was willst?“

Und der Hans, nicht faul, gab ohne langes Besinnen, weil er sich den ganzen Plan schon lange zurechtgemacht hatte, zur Antwort:

„Ich möchte zu dem Steiger aufs Bureau. Ich will Kaufmann werden. Ich glaube, da ist noch etwas zu machen. Du hast ja schon oft erzählt, wie der Steiger es vorwärtsgebracht hat und ein reicher Mann geworden ist.“

Es lag dem Spitzbuben aber wenig daran, aus diesem Grunde zu Herrn Steiger ins Geschäft zu kommen. Der Magnet, der ihn anzog, war das Breneli.

Der Vater sog nachdenklich an seinem mittäglichen Tabakpfeiflein und nahm einen Mund voll Rauch wie eine Lokomotive. „Aha. Ja, ja, das können wir uns einmal überlegen.“ Jetzt war es ein Viertel vor zwei Uhr, und er mußte an seine Arbeit gehen.

Auf dem Wege zum Geschäft überlegte er sich den Plan seines Sohnes. Die Idee war nicht übel, gewiß nicht. Junge Kaufleute, wenn sie tüchtig sind und sich umzutun wissen, können es heute noch zu etwas bringen, da hatte der Bub ganz recht. Ja, ja.

Am nächsten Tag ging er während der Mittagszeit mit seinem Hans zu Herrn Steiger. Ob der einen Lehrling nötig hatte, wußte er nicht. Es war aber uns Fragen zu tun, und versuchen konnte man es immerhin.

Herr Steiger war noch nicht im Kontor, als die beiden ankamen. Zufällig war aber

das Breneli da, welches nach dem Begehr des Herrn Ambühl fragte und ihm mitteilte: der Papa sei noch oben im Eßzimmer und rauche jetzt wahrscheinlich seine Zigarre. Es wolle ihn aber sogleich rufen.

Gleich war es wieder da: der Papa lasse bitten. Es führte die beiden in den Salon der Steigerschen Wohnung, bat sie, Platz zu nehmen, und entfernte sich, nicht ohne dem Hans vorher noch mit den Augen zu zwinkern. Aber der Bub übersah es völlig. Poß Donner, dachte er, die haben es hingegen nobel. Und als Herr Steiger mit einer dicken brennenden Zigarre in der Hand eintrat, bekam er einen gewaltigen Respekt vor diesem Manne, obschon er ihn ja seit langem kannte und ihn bisher, wenn er ihm etwa auf der Straße begegnet war, nie als einen außergewöhnlichen Menschen betrachtet hatte.

Herr Ambühl erzählte indessen, was ihm auf dem Herzen lag. Herr Steiger hatte sich in einen von den zahlreichen, bequemen Lehnsstühlen gesetzt, sog, während er zuhörte, hin und wieder an seiner Zigarre und sah abwechselnd bald den Vater und bald den Sohn an.

„Ja, das ist so eine Sache,“ sagte er: „eigentlich hatte ich nicht die Absicht, in diesem Jahre einen Lehrling zu nehmen.“

Und zu dem Buben: „Hast du Schulzeugnisse bei dir?“

Darauf hatte der Hans gewartet. Ja, das hatte er, und dann keine schlechten. Er zog das Büchlein aus der inneren Rocktasche und gab es Herrn Steiger hin, welcher es mit Bedacht prüfte.

„Ja, Herr Ambühl, ich will es mir noch überlegen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß ich mich entschließe, Euren Buben in mein Geschäft zu nehmen. Seine Schulzeugnisse sind ja recht gut. Übermorgen will ich Euch Bericht machen, wenn es Euch so recht ist.“ Er erhob sich, streckte dem Vater und dann dem Buben die Hand hin und lächelte jovial.

Herr Steiger hatte sich die Sache zu Hans Ambühls Gunsten überlegt. Am ersten Mai trat er in sein Geschäft ein. Die Arbeit und das neue Leben im besonderen machten ihm Freude. Er kam sich nun schon als ein recht

brauchbarer und bedeutender Mensch vor, um so mehr, als er bereits ein monatliches Entgelt von dreißig Franken erhielt. Aber für seine Liebe brachte ihm das Geschäft leider keinen Vorteil. Und das war gleich am Anfang ein dicker Strich durch die Rechnung.

Das Breneli ging während des ganzen ersten Jahres seiner Lehrzeit noch zur Schule und war fast nie im Kontor zu sehen. Was hätte es auch da zu tun gehabt? Ueberdies war Herr Steiger fast immer da und außer ihm noch die vier Bureauangestellten, von welchen der Buchhalter ein wahrer Satan war, der den in den Saft schießenden Lehrling nie aus den Klauen ließ. Aber das Schlimmste für den Hans war, daß seine Freunde ihm erzählten, das Breneli lasse sich von Gymnasialen den Hof machen. Die verdammten Großhasen mit ihren giftig grünen Kappen und dem lächerlich prozigen Wesen! Wenn er einmal einen erwischen würde, der sich die Frechheit herausnahm, dem Breneli nachzustreichen, so wollte er ihn schon verklopfen, aber tüchtig! Aber er konnte halt nichts machen. Er mußte auf seinem Drehstuhl hocken und Fakturen schreiben und Bücher addieren, und das Breneli ließ sich natürlich von diesen dummen Affen ins Garn locken!

Als das zweite Jahr kam, ging es ins Welschland nach Lausanne in ein Institut de jeunes filles, wo es ein volles Jahr verbleiben sollte. Da war es dem Hans, als ob sich alle Heiligen gegen ihn verschworen hätten, und er glaubte, das wäre nun wirklich radikal nicht mehr zum Aushalten. Aber es war nichts zu machen, rein nichts; das Breneli reiste ab. Der Bub hatte es aber doch einfädeln können, daß er an einem Samstagabend noch eine halbe Stunde mit ihm zusammen sein konnte. Es war wunderschön und himmeltraurig zugleich gewesen. Wunderschön, weil sich an diesem Abend seine Sehnsucht erfüllte; er hatte seinen Schatz geküßt, auf den Mund geküßt, nicht nur einmal, sondern drei- oder vier- oder fünfmal. Ach, er wußte es nicht mehr, das Herz und alles Blut in ihm war wie verrückt gewesen. Aber dann hatte das Breneli ihm die Hand gegeben und zu ihm gesagt:

„So, Hans, jetzt muß ich gehen. Leb wohl, und ich schreib dir also dann Poste restante, Hauptpost Bern. Gell! Mußt jetzt nicht traurig sein.“

Das hätte es nicht auch noch sagen sollen. Da half es ihm nichts mehr, daß er die Zähne aufeinanderbiß, da heulte er hinaus, laut hinaus wie ein Schloßhund!

Jetzt war's vorbei, schon drei Monate. Das Breneli hatte während dieser Zeit ein einziges Mal geschrieben und er ihm siebenmal. Aber im großen ganzen schickte er sich viel rascher und besser in die Trennung, als er gedacht hatte, und seine hellen lustigen Bubenaugen empfanden bald auch den Liebreiz anderer Mädchen. Doch vergaß er das Breneli nicht und den Lausannerbrief bewahrte er wie ein Kleinod.

Als das dritte und letzte Jahr seiner Lehrzeit kam, eröffnete ihm Herr Steiger, daß er nun zu der Lausanner Filiale versetzt werde, um sich dort die französische Sprache vollends anzueignen. Dem Hans kam diese Mitteilung sehr gelegen. Er dachte: wenn ich Glück habe, ist das Breneli auch noch ein Weilchen dort, und dann wird es ein feines Leben! Aber er hatte kein Glück. Als er nach Lausanne kam, war das Breneli bereits nach England abgereist. Dafür erhielt er hier einen zweiten Brief von Breneli und später noch einen, und das erfüllte ihn mit Stolz und froher Zuversicht, und er nahm sich vieles vor. Er wollte sich jetzt zusammennehmen. Lernen, soviel als möglich, und überhaupt ein schneidiger Kerl werden, auswendig und inwendig. Er ließ sich in den Turnverein der Sektion des schweizerischen kaufmännischen Vereins in Lausanne aufnehmen und trat, weil er eine Fodelstimme wie ein Appenzellerbub hatte, auch einem Fodlerklub bei. Und der ganze Hans Ambühl gedieh auf das schönste.

Drei Monate vor dem Ende seiner Lehrzeit erhielt der Hans einen Brief von seinem Lehrherrn in Bern, worin dieser ihm mitteilte, er betrachte ihn von jetzt ab als seinen Angestellten und bezahle ihm vorläufig ein monatliches Gehalt von 125 Franken. Es wäre ihm aber recht, wenn er nach Ablauf seines

Lausannerjahres wieder ins Hauptgeschäft nach Bern kommen wollte.

Der Hans war mit allem sehr einverstanden.

Die drei Monate vergingen rasch, und an einem stürmischen Februartage sagte er der schönen Stadt Valet.

Er freute sich auf die Heimkehr. Die Mutter hatte ihm noch neulich geschrieben, das Breneli sei seit kurzem nun wieder daheim. Es sei ein taufsiges Hübsches geworden, aber dafür auch etwas affektiert und hochmütig.

Wiewohl das Wiedersehen werden wird, dachte der Hans. Jedenfalls, er wollte sich zusammennehmen, und das Hochmütigsein galt bei ihm nichts.

Um Mittag kam er in Bern an. Die Mutter und seine zwei jüngeren Brüder, der Ernst und Walter, erwarteten ihn am Bahnhofe. Er war in den dreiviertel Jahren nie daheim gewesen und nun während dieser Zeit wieder um ein Gutes größer und breiter und männlicher geworden. Auf seiner Oberlippe sproßte schon ein recht hübsches schwarzes Schnurrbärtlein.

Als er sah, welches Wohlgefallen sein Aussehen seinen Angehörigen bereitete, freute er sich darüber und dachte, die Musterung bei Steigers könne also auch nicht schlecht ausfallen.

Nach dem Mittagessen ging er hinüber. Die Familie saß noch im Eßzimmer beim Dessert, und Herr Steiger steckte sich eben seine Zigarre an, als er, wie das Dienstmädchen ihn heißen, eintrat. Herr Steiger erhob sich sofort.

„Eh bonjour, bonjour! Postausend, wie bist du groß und fest geworden! Man kennt dich schier nicht mehr!“

„Allweg, allweg“, sagte Frau Steiger und schüttelte ihm mit mütterlicher Zutunlichkeit die Hand. Als das Breneli an die Reihe kam, zitterte dem Hans die Stimme ein wenig; aber es ging rasch vorüber, und er stand in seiner ganzen blühenden gesunden Jugend da als ein wahrhaft schöner junger Mann. Das Breneli wurde rot bis unter die Haare hinauf. Und nun begann eigentlich wieder das Leben, wie es vor einem und vor zwei Jahren gewesen war, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt nicht mehr der Behrling war und keine Handlangerarbeiten mehr zu verrichten brauchte. Auch das Breneli sah er jetzt öfter als früher, und

wenn Herr Steiger etwa auf einer Reise war, so bot sich vor Beginn der Nachmittagsarbeit ziemlich oft die Gelegenheit zu einem kleinen Schwätzchen, zu Neckerei und Liebelei.

Der Jüngling merkte bald, daß er dem Mädchen jetzt noch besser gefiel als früher. Er war darüber glücklich, obgleich ihm das Breneli seinem Wesen nach nicht mehr so gut gefiel wie ehemals. Ihm schien, die Pensionjahre hätten zum inneren Wachstum nicht genützt, eher geschadet. Aber ein schönes Mädchen war es geworden in den zwei Jahren, und er wäre für ihn durchs Feuer gegangen! Und es wurde ihm jetzt auch Ernst mit seiner Liebe, denn seine offene, gerade und ehrliche Art konnte sich mit einer Tändelei nicht lange zufrieden geben. Er war ja freilich noch jung, aber das konnte seinen Plänen nichts anhaben. Er meinte es recht, er wollte arbeiten und immer vorwärtstreiben und erst dann an eine Frau denken. Das Breneli sich zu erobern, betrachtete er als sein schönstes Ziel. Zwar bedrückte es ihn manchmal, wenn er an die Schwierigkeiten dachte, welche Herr Steiger ihm, dem Unbemittelten, aus ganz einfacher, obwohl braver Familie Stammenden machen würde. Der ehrgeizige Mann hatte sicherlich nicht die Absicht, seine einzige, schöne Tochter einem jungen, armen Kommiss zu vermählen. Ja, wenn er auf Brenelis Treue hätte bauen können! Aber gerade darum hatte er immer eine schwere Ungewißheit im Herzen zu tragen. Das Mädchen war halt ein bißchen flatterhaft und kokett, daran ließ sich nichts ändern.

Inzwischen verging die Zeit, der Hans arbeitete wacker und rückte weiter vor. Nach einem halben Jahre erhöhte Herr Steiger sein Gehalt auf 150 Franken im Monat. Übers Jahr wollte der Hans die Rekrutenschule machen und dann nach England. Lernen, die Augen aufzutun, vorwärtskommen!

Als er einmal an einem Abend zufällig mit dem Breneli zusammentraf und eine halbe Stunde mit ihm allein sein konnte, redete er von diesen seinen Plänen. Auch von seiner Liebe zu ihm, und ob es warten wolle, bis er etwas Rechtes geworden sei? Und ob es ihn auch recht von Herzen lieb habe?

Das Mädchen lachte. Das müsse er doch längst gemerkt haben, daß es ihn lieb habe, und er brauche doch dabei nicht so ein toternstes Gesicht zu machen, und das liege ja doch alles noch so weit, weit weg. Und es dächte jetzt noch lange nicht ans Heiraten.

Es gab ihm einen Stich ins Herz, daß es seine schweren, ernsthaften Worte so leicht hinnahm. Aber als ihm das Breneli beim Abschied einen Kuß gab, war er wieder glücklich, und die Zweifel verließen ihn.

Es war auch gut, daß er noch an anderes zu denken hatte. Bern war in den letzten Monaten vor Beginn der Landesausstellung, welche Mitte Mai dieses Jahres eröffnet wurde, fieberhaft tätig. Da gab es überall noch zu arbeiten. Die Geschäfte wollten sich den Besuchern, die man zu Hunderttausenden erwartete, im besten Stande und so leistungsfähig als möglich zeigen. Prachtbauten mußten bis dahin fertig werden; große neue Hotels hatten ihre Pforten aufgetan und erwarteten Gäste, kurzum, die ganze Stadt befand sich in einer großen Unruhe. Dramatische, Turn-, Sänger- und Schützenvereine wollten den Besuchern bieten, soviel in ihren Kräften stand.

Der Hans war auch in Bern wieder einem Turnverein und Jodlerklub beigetreten, und außerdem wirkte er bei dem Festspiel für die Ausstellung, „Die Bundesburg“, mit. So waren seine Abende alle ausgefüllt, und es blieb ihm wenig Zeit, trübseligen Gedanken nachzuhängen. Es fiel ihm deshalb auch nicht auf, daß das Breneli ihn seit kurzem ziemlich geringschätzig behandelte.

Da wollte es der Zufall, daß er eines Abends, als er von einer Festspielprobe heimging, das Breneli sah, wie es mit einem Leutnant in einer der Alleen, welche zur Ausstellung hinführen, promenierte. Der Offizier sprach lebhaft, und das Mädchen lachte mehrere Male laut auf. Den Hans brannte die Eifersucht wie Feuer im Herzen, und als er zu Hause in seiner Kammer war und sich schlafen legte, konnte er lange keinen Schlaf finden. Er nahm sich aber vor, das Breneli sobald als möglich zur Rede zu stellen.

Schon am nächsten Tag bot sich eine günstige Gelegenheit. Er traf das Töchterlein auf der

Straße und begann sogleich das Verhör. Aber damit kam er schlecht an! Es entgegnete kurz und barsch: „Vorläufig kann ich noch machen, was ich will, und dich brauche ich allweg nicht zu fragen!“ Als es sah, wie er bleich wurde und allen Glanz in den Augen verlor, war es gleich wieder versöhnlicher.

„Los Hans, du bist ein Stürmi! Der Offizier ist der Sohn eines Geschäftsfreundes von Papa in Lausanne. Von dort her kenne ich ihn auch. Jetzt verdient er hier in Bern seinen Silberstreifen ab. So, das ist alles.“

Aber der Hans war damit nicht zufrieden.

„Sag mir, Breneli, auf Ehr' und Seligkeit, hast mich lieb?“

„He ja, was fragst auch immer. Aber ich muß gehen. Adieu!“ Mit eiligen Schritten lief sie ihm davon.

Von diesem Tage an mied es das Mädchen geflissentlich, mit ihm zusammenzutreffen. Kurz darauf wurde die Ausstellung eröffnet und die festlichen Hallen allem Volke aufgetan. Und es wurde ein strömendes brausendes Leben, wie Bern es nie zuvor gesehen hatte. Der Hans ging, so oft er konnte, hinaus, und seine Augen leuchteten jedesmal vor Stolz, wenn er sah, wie die gesamte, prächtige Kraft des Landes hier nun auf einem Platze konzentriert war, wie die Kuppeln und Dächer der riesigen Gebäude im Sonnenlicht glänzten. Was für eine Anstrengung war es für die kleine Schweiz gewesen, diese Ausstellung in einem solchen gewaltigen Maße zu veranstalten, welches glänzende Zeugnis legte sie ab von dem Willen und Können unseres Landes! Ja, darauf mußte stolz sein, wer ein rechter Eidgenosse war!

Und auch auf dieses Volk, das in Nord und Ost und Süd und West in den helvetischen Gauen wohnt, wurde er besonders aufmerksam und gewann es lieb. Denn im Grunde ist es ja immer noch dasselbe tüchtige, kerngesunde Schweizervolk, wie es Gottfried Keller in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ so unvergleichlich schön geschildert hat. Ein bißchen modernisiert, he ja, aber derb und tüchtig und wurzelfest, wie die weiß und blauen, wie die alten, hohen Oberlandberge, welche auf die Stadt herüberschauen. Die Berge tun ja auch

ein bißchen modern; die Jungfrau trägt eine Bahn zum Joch hinauf und das Wetterhorn einen Aufzug, und der Eiger hat bei Nacht ein waches, glühendes Auge. Aber im Grunde sind es halt doch die selben starken tüchtigen Schweizerberge wie vor hundert und wie vor tausend Jahren. Und wir dürfen unser ewig schönes Lied „O mein Heimatland“ immer noch mit reinem Herzen singen!

Ja, der Hans Ambühl ist auch einer von denen, die an der teuren Scholle hängen müssen und die Kraft eines gesunden Herzens nur aus dem Heimatboden ziehen können. Es ist eine böse, schwere Sünde von dem Breneli Steiger, daß es die Liebe des Jünglings so gering geschätzt und ihn mit einem andern betrogen hat.

Es war an einem prachtvollen Juniabend, und der Hans ließ sich wieder einmal von dem bunten Treiben der Ausstellung mitnehmen; ohne einen eigentlichen Wunsch oder ein Ziel schlenderte er umher. Da sah er plötzlich, ein paar Schritte vor sich, das Breneli mit dem Leutnant gehen. Die beiden hatten ihm den Rücken zugewandt. Erst wollte er nicht weiter darauf achten und das Paar wieder aus den Augen verlieren. Aber es trieb ihn, ihnen zu folgen. Die beiden verließen bald das Ausstellungsgelände und gingen in den Bremgartenwald hinüber. Dem Hans klopfte das Herz zum Zerspringen, und als er sah, wie der Offizier das Breneli küßte, und dieses ihm seine Arme um den Hals schlang, da war es ihm, er mußte hinzuspringen und den Mann niederschlagen. Aber die Glieder waren ihm wie lahm geworden. Er lehnte sich schwer gegen einen Baum und schloß die Augen. Es war ihm, als ob ein böser Traum ihn genarrt habe. Aber nein, das Herz war schwer, und in der Kehle würgte es ihn, es war kein Traum. Das Breneli hatte ihm die Treue gebrochen. Mit taumelnden Schritten ging er weiter. Er streifte wie ein Irrer durch den Wald, hörte bald den Lärm der Ausstellung und dann wieder das Rauschen der Aare. Manchmal sah er die Lichter eines Dorfes aufblitzen.

Als der Morgen kam, und er totmüde an Leib und Seele war, ging er heim, um zu

schlafen. Ja schlafen, schlafen und nicht mehr aufwachen, das wäre ihm am liebsten gewesen. Seine Kammer lag oben unterm Dach, und da im Hause noch alles ruhte, ging er leise und langsam hinauf. Aber die Mutter mußte ihn doch gehört haben, denn er hatte sich noch nicht entkleidet, als sie heraufkam.

Als sie sah, wie der Bub leichenblaß war, und sie mit wirren Augen anschaute, griff ihr dies so ins Herz, daß sie weinen mußte.

„Um Gottswillen, Bub, was ist auch mit dir!“ Er schüttelte den Kopf: „Laß mich schlafen. Ich sag’ dir’s später.“ „Ach, es ist wegen dem Breneli, ich weiß es wohl! Nimm es dir nicht so zu Herzen, Hans. Siehst du, das Meitschi war von Anfang an nichts für dich, ein Herrenkind paßt nicht zu uns, und du nicht zu ihm. Nimm es nicht zu schwer, Hans. Es gibt noch manches einfache, brave Meitschi, das dich gern nimmt. Du bist ja jetzt noch so jung. Und die Zeit heilt alle Wunden.“

Aber den Buben packte das Herzeleid von neuem an, als die Mutter ihm so tröstend zusprach, und er warf sich über sein Bett und schluchzte, daß es seinen ganzen Leib schüttelte. Da ging die Mutter leise hinaus.

Als die Sonne in seine Kammer schien, fiel er in einen tiefen Schlummer, aus welchem er erst am späten Nachmittage wieder erwachte. Er blieb aber im Bette liegen und überlegte sich, was er nun machen wolle. Und er beschloß, weit fortzugehen, in die Welt hinaus, in ferne Länder, um das treulose Mädchen zu vergessen. Und im selben Monat verließ er die Heimat.

Jetzt ist er in Australien und stirbt schier am Schweizerheimweh, ihr wißt es. Der Hans Ambühl ist doch weiß Gott kein zimperliches Mutterstöhnchen; aber er schreibt, er könne nichts machen gegen seine Krankheit. Er wolle sich aber in Gottes Namen wehren, soviel als möglich, und die 5 Jahre müßten ja auch einmal vorüber gehen.

Sie müssen ihm Bücher schicken aus der Heimat, Bücher, welche ihm ein wenig Gletscherluft mitbringen und Tannenrauschen und Ackerbrodem und Wiesenduft. Sie sollen ihm Trost und Zuspruch geben und die böse Weile kürzen und ihm helfen, langsam wieder zu gesunden.



Mutterglück.

Bonheur maternel.